„Man sollte Menschen so anreden, wie sie selbst angeredet werden möchten“: Prinz Asfa-Wossen Asserate. FOTO: MARTIN STEINER (ARCHIV)

Wie stehen Sie zum N-Wort, Herr Asserate?

Er wuchs als Großneffe des äthiopischen Kaisers auf, lebte als Flüchtling in Deutschland und wurde Buchautor. Asfa-Wossen Asserate kämpft gegen Rassismus – und warnt im HAZ-Interview vor politischer Überkorrektheit.

Kaiserliche Hoheit, wie stehen Sie eigentlich zum sogenannten N-Wort. In ihrem Buch „Wer hat Angst vorm Schwarzen Mann“ formulieren Sie diesen rassistischen Begriff wiederholt explizit aus.
Aber nur um zu erklären, warum man es nicht benutzen sollte. Man sollte Menschen so anreden, wie sie selbst angeredet werden möchten. Wenn ein Wort Schwarze verletzt, sollte man darauf verzichten. Das ist doch ein Gebot der Höflichkeit. Der große Hannoveraner Adolph von Knigge hat solche Umgangsformen schon vor 200 Jahren angemahnt.

Ist es nicht so, dass Sie schon mit der Benennung dieses N-Wortes rassistische Sprache reproduzieren, selbst wenn Sie davor warnen?
Das ginge mir zu weit. Ich kann es auch nicht nachvollziehen, wenn eine hannoversche Firma einen Keks namens „Afrika“ umbenennt, weil einige den Namen für rassistisch halten. Seit wann ist „Afrika“ denn beleidigend? Es ist viel wichtiger, über wirklichen Rassismus zu sprechen. Darüber, dass junge Schwarze es schwerer haben, Jobs zu finden, und dass sie bei der Wohnungssuche benachteiligt sind zum Beispiel.

Sie schreiben, dass Sie seit mehr als 50 Jahren in Deutschland leben und kaum jemals angefeindet wurden.
Ich schreibe aber auch, dass ich selbst privilegiert war und bin. Rassismus ist oft auch eine Frage der Klasse. Als ich 1968 aus Addis Abeba zum Studieren nach Tübingen kam, spürte ich auch die Blicke der Passanten. In der Stadt fragte man mich oft „Senn Sia vo auswärds?“. In der Frage, woher ich komme, sah ich nie eine „Mikroaggression“ oder „strukturellen Rassismus“. Ich entwickelte aber auch schnell ein Gespür dafür, ob dahinter echtes Interesse steckte.

Das erleben junge Schwarze heute aber oft ganz anders.
Viele Afrodeutsche, die hier geboren wurden, sehen Deutschland längst als ihre Heimat an – und fühlen sich dennoch fremd im eigenen Land. Die Frage „Woher kommst du?“ haben sie schon hundertmal gehört – und wissen, dass die Antwort „Aus Deutschland“ nicht akzeptiert wird. Gegenüber Afrikanern, die heute neu ankommen, hatte ich noch einen Vorteil. Ich konnte die Sprache bereits, ich hatte in Äthiopien sogar das deutsche Abitur gemacht. Vielen geht es ganz anders. Es ist wichtig, dass sie alle die Möglichkeit bekommen, schnell Deutsch zu lernen – auch jene, die aus vermeintlich sicheren Herkunftsländern kommen. Wir müssen ihnen signalisieren, dass sie willkommen sind, solange sie sich an die Gesetze halten.

HAZ-THEMENTAGE

Wie reden wir miteinander?

Willkommenskultur hat es oft schwer – zumal einige Historikerinnen und Historiker beschreiben, dass Weiße schon immer seit der Antike auf Schwarze herabgeblickt haben.
Das stimmt so aber gar nicht. Im Mittelalter gab es sehr beliebte schwarze Heilige wie Sankt Mauritius, die intensiv verehrt wurden. Wahrer Rassismus verbreitete sich erst in der Neuzeit, leider mit der Aufklärung. Von Kant gibt es schreckliche Äußerungen über Schwarze, und auch Hegel sah Afrika leider als einen Kontinent ohne Kultur und Geschichte. Dabei hätte er es besser wissen können. Schließlich gab es in Deutschland schon im 17. Jahrhundert den ersten Lehrstuhl für Äthiopistik – lange vor dem ersten Lehrstuhl für Germanistik übrigens.

Warum spielt die Kolonialzeit im kollektiven Bewusstsein der Deutschen kaum eine Rolle?
Angesichts der Verbrechen der NS-Zeit geriet der Kolonialismus aus dem Blick. Dabei war die deutsche Kolonialherrschaft ebenso grausam wie die anderer Staaten. Sie war von einem Rassismus getrieben, der in Afrikanern Untermenschen sah. Erst allmählich kommt es zu einer Aufarbeitung der Völkermorde. In deutschen Museen lagert bis heute Beutekunst. Im Idealfall gelingt es, mit afrikanischen Museen Partnerschaften für den Umgang mit den Kulturschätzen zu begründen.

In Hannover gibt es gerade eine Debatte um das Carl-Peters-Denkmal. Dieses wurde einst zu Ehren des heute berüchtigten Kolonialpolitikers gebaut, später aber zum Mahnmal umgewidmet. Jetzt fordern einige, es ganz abzureißen.
Solche Bilderstürmerei bringt gar nichts. Eine Nation kann ihre Geschichte nicht ausradieren, sondern nur mit ihr leben. Solche Denkmäler müssen neu interpretiert werden, mit Plaketten oder Erklärtafeln. Wenn sie verschwinden, erweckt das den Eindruck, es hätte die Kolonialzeit nie gegeben. Es ist Deutschland doch gelungen, auch im Umgang mit der NS-Zeit eine Kultur zu entwickeln, auf die das Land stolz sein kann.

Sie kritisieren in ihrem Buch Autorinnen wie Alice Hasters, denen sie eine „inflationäre Ausweitung des Rassismusbegriffs“ vorwerfen. Was meinen Sie damit?
Sie behaupten, es gebe ein System der White Supremacy, einer weißen Vorherrschaft. Diese Vorstellung läuft darauf hinaus, dass praktisch alle Weißen Teil eines rassistischen Unterdrückungssystems sind. Wenn aber die allermeisten Menschen per Definition rassistisch sein sollen, wird der Begriff untauglich. So stößt man nur jene Gutwilligen vor den Kopf, deren Unterstützung wir doch brauchen.

Aber muss man denn Rassismus nicht klar benennen?
Sicher. Aber man kann Rassismus nicht mit Rassismus bekämpfen. Es ist Zeit, dass wir Afrikaner uns aus der ewigen Opferrolle befreien – auch wenn manche glauben, als Opfer eine moralische Überlegenheit zu gewinnen. Schwarze müssen Weißen endlich auf Augenhöhe begegnen – dazu müssen wir jungen Afrikanern auch von der großartigen Kultur erzählen, die es vor der Kolonialzeit in Afrika gab, um ihr Selbstbewusstsein zu stärken.

Das Selbstbewusstsein junger Schwarzer wollen auch jene stärken, die darauf bestehen, dass Gedichte von schwarzen Lyrikerinnen wie Amanda Gorman auch nur von Schwarzen übersetzt werden dürfen …
Aber wo soll so etwas denn hinführen! Wird man mir morgen vorwerfen, dass ich mein Buch „Manieren“ über deutsche Verhaltensweisen geschrieben habe, obwohl ich kein gebürtiger Deutscher bin? Diese Art sogenannter Identitätspolitik spaltet. Sie konzentriert sich auf die Anliegen einer klar umrissenen und teils überhöhten Gruppe. Doch sie zerstört dabei Brücken und verhindert Integration. Es ist für mich auch unverständlich, dass eine Grünen-Politikerin einen Shitstorm erntete, weil sie das Wort „Indianerhäuptling“ benutzte. Ich bin mir sicher: Im Kampf gegen Rassismus können wir eine große Mehrheit der Deutschen überzeugen. Wir werden sie aber verlieren, wenn wir auf solche kontraproduktiven Aktionen setzen. Am Ende herrscht dann nur noch Verunsicherung, ob und wie sie dunkelhäutige Menschen überhaupt ansprechen sollen.

Das Wort „dunkelhäutig“ empfinden viele heute als rassistisch!
Ich nicht. Es ist auch nicht sinnvoll, eine neue Welt mit einer neuen Sprache kreieren zu wollen. Anders als das N-Wort sind Begriffe wie „dunkelhäutig“ oder das antiquierte Wort „Mohr“ in meinen Augen auch nicht abfällig. Ich kann mir nicht vorstellen, dass ich mich selbst einmal als „BIPoC“ bezeichnen werde, als „Black, Indigenous and People of Color“. Zumal „People of Color“ ein Begriff aus der Sprache des Apartheitsregimes in Südafrika war. Das werde ich nie benutzen.

Was wünschen Sie sich für das Zusammenleben?
Wir sollten uns vor Augen führen, dass es menschliche „Rassen“ gar nicht gibt. Menschen jeglicher Hautfarbe sind genetisch zu 99,99 Prozent identisch. Die Wiege der Menschheit war Afrika, von hier aus wanderten Menschen in die ganze Welt aus. Noch vor 7000 Jahren war die Haut der Europäer dunkel, dann passte sie sich an. Denn dunkle Haut schützt vor starker Sonneneinstrahlung, bildet aber bei weniger Licht nicht genug Vitamin D. Die Unterschiede sind also gar nicht so groß. Die Zulu haben eine schöne Art, sich zu begrüßen. Sie sagen „Sawubona“, das heißt: „Ich sehe dich.“ Wenn wir uns in diesem respektvollen Geist begegnen, wird es weniger Rassismus geben.

Interview: Simon Benne

Zur Person

Asfa-Wossen Asserate wurde 1948 in Addis Abeba als Großneffe des letzten äthiopischen Kaisers geboren. Er kam 1968 zum Studium nach Deutschland – und blieb nach der Revolution in seiner Heimat zunächst als Flüchtling. Er studierte Jura und Geschichte in Tübingen, Cambridge und Frankfurt, wo er auch promovierte. Heute arbeitet er als Unternehmensberater, Autor und politischer Analyst. Seit 1981 ist Asserate deutscher Staatsbürger. Für sein Buch „Manieren“ erhielt er 2004 den Chamisso-Preis. Zuletzt erschien von ihm „Wer hat Angst vorm Schwarzen Mann?“

Info Am 17. November, 18 Uhr, spricht Asserate in der Jüdischen Gemeinde Hannover, Haeckelstraße 10.

GENDERN, RASSISMUS, WISSENSCHAFTSFREIHEIT – DIE HAZ-THEMENTAGE

Wie reden wir miteinander? Reden Sie mit!

Sollte man nicht-weiße Menschen als „People of Color“ oder „schwarz“ bezeichnen – oder geht auch „dunkelhäutig“? Handelt es sich beim Gendern um einen spalterischen Kulturkampf, oder um eine notwendige Diskussion? Müssen rassistische Begriffe aus Kinderbüchern gestrichen werden – und wie wollen wir in der Zukunft miteinander reden? Wir schaffen für diese unterschiedlichen Themen einen Raum: Beim großen HAZ-Forum zum Abschluss der Thementage „Wie reden wir miteinander?“ an diesem Freitag. Auf dem Podium sprechen Expertinnen und bekannte hannoversche Gesichter miteinander um eben diese Themen – Diskutieren Sie mit!

HAZ-Forum am 19. November

Auf dem Podium dabei:
- **Annika Schach,** Sprachwissenschaftlerin und Professorin für Public Relations und als damalige Kommunikationschefin beteiligt an der Einführung des Gendersterns durch die Stadt Hannover;
- **Sarah Danquah,** Studentin und Mitorganisatorin der Black-Lives-Matter-Demos in Hannover;
- **Canan Topçu,** in der Türkei und Hannover aufgewachsene Journalistin und Autorin. Jüngstes Buch: „Nicht mein Antirassismus – Warum wir einander zuhören sollten, statt uns gegenseitig den Mund zu verbieten“;
- **Petra Bahr,** promovierte Theologin, Regionalbischöfin für den Sprengel Hannover und Mitglied des Deutschen Ethikrates.

100 Leser können mitreden

100 Leserinnen und Leser können am 19. November dabei sein und mitreden, wenn sich die Podiumsgäste den Fragen von HAZ-Redakteurin **Jutta Rinas** und Chefredakteur **Hendrik Brandt** stellen – mehr sind unter Pandemiebedingungen leider nicht möglich. Doch wer nichts verpassen will, kann im Internet im **kostenlosen Livestream auf haz.de** dabei sein.

Egal ob es um den von einer Diskussion ausgeladenen, weißen Afrika-Wissenschaftler Prof. Helmut Bley ging oder die Frage, ob man das Lied von den „drei Chinesen mit dem Kontrabass“ noch singen darf: In Hannover hat all das in den vergangenen Monaten viel Diskussionsstoff geliefert. Die HAZ geht dem mit ihren Thementagen nach. Das HAZ-Live-Forum am 19. November rundet diese Thementage nun ab.

Welche Fragen haben Sie?

Themen gibt es genug für die etwa anderthalbstündige Veranstaltung im Kirchröder Pressehaus in der alten Druckerei. Schicken Sie uns schon jetzt Ihre Fragen per E-Mail an **forum@haz.de** mit dem Stichwort „HAZ-Forum Wie reden wir“ oder schreiben Sie uns in den sozialen Netzwerken. Auf Instagram finden Sie die HAZ unter **@haz.de**, bei Facebook unter **@Hannoversche AllgemeineZeitung** und bei Twitter unter **@HAZ**. Wer anonym bleiben möchte, vermerkt es bitte entsprechend.

Das Forum beginnt am Freitag, **19. November, um 19 Uhr**. Bis zum 17. November können Sie sich hier oder per E-Mail an **forum@haz.de** um zwei Plätze für Sie und eine Begleitperson bewerben. Für die Veranstaltung **gelten die 2-G-Regeln** – Gäste bitten wir, einen gültigen Impfnachweis oder einen Genesenennachweis vorzuzeigen.